

ULRICH ENGEL (Heppenheim / Bonn)

Normen, die keiner nennt

Im folgenden wird von Normen die Rede sein, die zwar faktisch im Sprachgebrauch beachtet werden, aber in Grammatiken und Lehrbüchern nicht – oder nicht so – erwähnt sind. Sie betreffen den Bau von Sätzen, Regelungen bei Eigennamen, die Rolle des Konjunktivs und die Wortstellung nach *weil*.

1. Zum Bau von Sätzen

Als Kind, in der Grundschule, hat man mir befohlen: »Schreib klar und einfach!«

Gemeint war damit zweierlei. Zum einen dachte man an die *Parataxe*, also das Aneinanderreihen gleichartiger und gleichrangiger Sätze, anstelle der *Hypotaxe*, die Sätze zur hierarchischen Gefügen verarbeitet. Nun läßt sich gewiß, was hypotaktisch ausgedrückt ist, zu parataktischen Folgen umformen. Statt *Weil du arm bist, mußt du früher sterben*. kann man sehr wohl sagen: *Du bist arm. Du mußt früher sterben*. Den kausalen Zusammenhang versteht auch so jeder; will man nachhelfen, so könnte man auch sagen: *Du bist arm, also mußt du früher sterben*. Auch dies ist, obwohl die Ursache-Wirkung-Relation nun verbalisiert ist, eine parataktische Konstruktion. Aber es gibt eben nicht nur solche einfachen Beispiele, wie wir sie zuhauf in den Grammatiken und Lehrwerken finden. Man sollte einmal versuchen, den nachfolgenden, unter Germanisten wohlbekannten Text¹ rein parataktisch wiederzugeben:

Mag der Grieche seinen Ton
zu Gestalten drücken,
an der eignen Hände Sohn
steigern sein Entzücken;
aber uns ist wonnereich
in den Euphrat greifen,
und im flüss'gen Element
hin und wieder schweifen.

¹ Für alle Fälle: Es handelt sich um das Gedicht »Lied und Gebilde« aus Goethes »West-östlichem Divan«, zitiert nach der Ausgabe von Ernst Beutler, Wiesbaden 1948, S. 13f.

Löscht ich so der Seele Brand,
Lied wird es erschallen;
schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.

Man wird schnell Probleme bekommen, weil hier konzessive und konditionale Fügungen, Parataxe und Hypotaxe wild und unter Verletzung vieler Schulregeln durcheinandergehen. Und: Was bei diesem Unterfangen herauskäme, wäre irgendwie peinlich. Ohne Nebensätze, ohne Hypotaxe, soviel ist sicher, geht es schon irgendwie; aber ein gut Teil des Gemeinten bleibt auf der Strecke.

Zum andern hatten die emsigen Schulmeister, als sie uns »klar und einfach« zu schreiben rieten, auch an die *Satzlänge* gedacht: Sie verlangten kürzere Sätze. Und das fügt sich bemerkenswerterweise in historische Befunde ein. Hans Eggers hat schon 1961 festgestellt,² daß die deutsche Klassik auffallend lange Sätze hatte. Bei Lessing enthielt ein Satz durchschnittlich 23 Wörter, bei Goethe 30, bei Schiller noch mehr. Diese Zahlen beziehen sich auf die wissenschaftliche Prosa der genannten Autoren. Eggers untersuchte zum Vergleich wissenschaftliche Prosa unserer Zeit³ und fand hier eine durchschnittliche Satzlänge von nur 16 Wörtern. Dazu paßt sehr schön, daß meine eigene »Syntax«⁴ eine durchschnittliche Satzlänge von 14,5 Wörtern aufweist. Hier zeigt sich offenbar eine Tendenz zu kurzen Sätzen, und die Schulerziehung scheint für diese Tendenz mitverantwortlich zu sein. Sie war übrigens nicht immer dermaßen auf kurze Sätze bedacht. Mein Vater wurde im Gymnasium noch angeleitet, auch im deutschen Aufsatz kunstvolle Perioden zu bauen, kein Wunder: er war ja auch an Cicero, Sallust und anderen geschult, damals konnten die Sätze nicht lang genug sein.⁵ Und daß Kindern auch heute noch gesagt wird, sie sollten »klar und einfach« schreiben, zeigt, daß diese Einstellung nicht nur dem Barbarismus der Nazi-diktatur zu verdanken ist.

Mag die Schule nun eine ohnehin vorhandene Tendenz nur bestätigen oder aber sie mitverursachen – Tatsache ist, daß unsere Sätze immer kürzer zu werden scheinen. Dem liegt offenbar eine faktische Norm zugrunde. Die Frage ist, ob das

² Die folgenden Daten entstammen dem Aufsatz von Hans Eggers: Wandlungen im deutschen Satzbau, in: Der Deutschunterricht 13 (1961), S. 47-61.

³ Es handelt sich um ausgewählte Texte aus Rowohlts deutsche Enzyklopädie (rde), einer Sammlung repräsentativer wissenschaftlicher Monographien aus den fünfziger Jahren.

⁴ Ulrich Engel, Syntax der deutschen Gegenwartssprache, 3., völlig neu bearbeitete Auflage, Berlin 1994. Man wird mir, so hoffe ich, abnehmen, daß ich bei der Neuformulierung nicht in erster Linie die Satzlänge im Auge hatte.

⁵ Damit man das richtig einordnen kann: Mein Vater ging vor dem und im ersten Weltkrieg 1914-18 zur Schule, meine eigene Schulzeit fällt in die dreißiger und vierziger Jahre.

auch eine didaktische, also zu lehrende Norm werden sollte.

Denkt man gründlicher nach, so fällt freilich auf, daß es in der schönen Literatur – bisher war ja nur von Sachprosa die Rede – etwas anders aussieht. Da sind Sätze zu finden, die dem schulgrammatischen Postulat strikt zuwiderlaufen. Als Beleg sei eine Textpassage von Adolf Muschg angeführt, in der geschildert wird, wie ein Mensch namens Buser einen Gegenstand einzupacken versucht:

[...] er schickte sich an, sein Pferd wieder einzupacken. Aber das ging nicht so leicht. Das Pferd paßte in eine Schachtel voll Holzwolle, von der plötzlich zuviel da war, jedenfalls fügte sich entweder das Pferd nicht hinein, oder der Deckel ging nicht zu. Buser riß ein Stück ab, lockerte damit aber nur das übrige Gespinst, so daß das Pferd nun erst recht nicht zu verstauen war. Schließlich raufte er soviel Holzwolle los, daß das Pferdchen in seinem armseligen Gehedder kaum mehr Dämpfung genoß, dafür Holzwolle über den Tisch stob, Holzwolle zwischen Busers Finger geriet, mit denen er das erste Papier, es gab noch ein zweites, in seine alten Kniffe zu legen versuchte, aber die Kniffe verleugneten jede Erinnerung an das Paket, umliefen es gequält in allen Richtungen und schlugen gleich zurück, wenn Busers zehn Finger nicht ausreichten, sie um das verquere Paket zusammenzuhalten. Buser, jetzt grimmig entschlossen, das Vergnügen der andern zu teilen, nahm die Nasenspitze zu Hilfe, mit dem einzigen Erfolg, daß ihm Holzwolle daran hängen blieb, Holzwolle an der Leibchenbrust kletterte, mit der er das Unheil zu dämmen bemüht war, Holzwolle ihm das Haar lockte, über das er sich zwischendurch strich. Es konnte nicht so weitergehen mit Wilfried Buser, das spürte er selbst, ließ alles fahren, Hände, Kniffe, Schnüre, und das Pferdepaket blätterte, vom Druck befreit, sadistisch langsam auf wie eine ausgeweidete Blüte.⁶

Man muß eine besondere Atemtechnik haben, um mit solchen Texten zurechtzukommen. Und bei Günter Grass, Max Frisch und anderen finden sich durchaus noch längere Sätze. Natürlich gibt es auch in Texten der deutschen Klassik lange Sätze, aber da handelt es sich um wohlgeordnete, ausgewogene Perioden, nicht um diese atemlos drängende Anhäufung von Sätzen, die wir sonst allenfalls bei Kleist finden. Alle Sätze der klassischen Literatur finden in bemessener Zeit ihren Abschluß.

Es ist nicht zu bezweifeln: die erzählende Literatur treibt heute hin zu längeren Sätzen. Sollte dann also dies zur Norm werden? Woran überhaupt sollen sich Lernende, mag es sich um ihre Muttersprache oder um eine Fremdsprache handeln, orientieren: an wissenschaftlicher Prosa, an Gebrauchstexten des Alltags oder an belletristischen Texten?

⁶ Adolf Muschg, *Im Sommer des Hasen*, Frankfurt a.M. 1975, S. 62f.

Dabei ist ein wichtiges Problem noch gar nicht besprochen worden: Was gilt hier eigentlich als Satz? Hans Eggers hat, da er mit Computern arbeitete, keine syntaktische Abgrenzung vorgenommen, sondern sich an den Punkt (bzw. Äquivalente des Punktes) als Satzgrenzmarke gehalten. Alle übrigen Zählungen, deren Ergebnisse oben vorgelegt wurden, verfahren ebenso. Dabei wird einfach so getan, als ob es eine allgemeinverbindliche Regelung dafür gäbe, wo wir einen Punkt zu setzen haben; als ob nicht bekannt wäre, daß jeder Autor sein eigenes Punktsystem hat, den Punkt gewissermaßen als Privateigentum betrachtet, das er nach Belieben einsetzen, aber auch nach Belieben unterdrücken kann. Ich selber setze zum Beispiel oft einen Strichpunkt, wo andere einen Punkt setzen würden. Ich bin ein bißchen verliebt in den Strichpunkt, weil er eine stärkere Hierarchisierung, und das bedeutet: eine logischere, leichter durchschaubare Ordnung der Gedanken ermöglicht. Andere dagegen sehen den Strichpunkt als ganz überflüssig an, als ein Schlupfloch für die, die sich nicht entscheiden können. Die Grammatik des Punkts, wo sie über die Grundschulregeln hinausgeht – und die stimmen nicht! –, ist jedenfalls noch nicht geschrieben.

Wenn wir uns nun aber doch einmal zufrieden geben mit dem unzulänglichen Kriterium des Punkts, dann können wir uns, auch wenn wir noch nicht einmal zu sagen vermögen, was er eigentlich abschließt, abgrenzt, als Einheit aufweist (denn der Satz in irgendeinem vernünftigen Sinn ist es nicht), vielleicht doch darauf einigen, daß ein Punkt immer dort gesetzt werden soll, wo beim Lesen der Ton abfallen, die Stimme zur Ruhe kommen soll.⁷ Dann wäre er natürlich kein Satzschlußzeichen, sondern ein Äußerungsschlußzeichen, und diese Erkenntnis legt auch den Grund dafür bloß, warum der Punkt bisher immer falsch definiert wurde: die, die sich um die Interpunktion kümmern, haben sich eben nicht mit Äußerungen beschäftigt, an deren Existenz sie vielfach vorbeisahen, sondern mit Sätzen und anderen traditionellen syntaktischen Gebilden. Dann käme man zu einem ganz neuartigen Befund: Die Äußerungen sind zwar in der Gegenwertsprache nicht länger geworden, eher kürzer, vor allem aber unruhiger: der lange Atem der Klassik ist uns abhanden gekommen.

Für eine didaktische Norm reicht das nicht. Beim Spracherwerb und ganz allgemein in der Spracherziehung richtet man sich am besten nach der goldenen Regel: *Schreib so, daß du verstanden wirst*. Oder etwas exakter und etwas wissenschaftlicher: Gliedere deinen Text so, daß du den höchstmöglichen kommunikativen Effekt erzielst.

⁷ Damit wird freilich unterstellt, daß auch geschriebene Sprache nicht ausschließlich medienintern betrachtet werden darf, daß vielmehr der Sprechaspekt immer mitzubetrachtigen ist.

Das heißt keineswegs immer, daß die einzelnen Äußerungen kurz, daß die Bündelung von Äußerungen begrenzt bleiben soll. Muschg, indem er die anschwellende Verwirrung Busers zu zeigen unternahm, durfte gar nicht anders schreiben. Es heißt aber wohl, daß man den sprachlichen Ausdruck am Kommunikationsziel und auch an den Adressaten auszurichten hat. Die sogenannte Satzlänge erweist sich damit als in hohem Grade textsortenabhängig. Die Frage, welche Normen für die Satzlänge gelten sollen, ist ohne eingehende Beschäftigung mit den Textsorten nicht zu lösen.

2. Eigennamen: Genitiv und Bindestrich

Zu den in die Diskussion geratenen Normen gehören auch einige, die mit der Schreibung von Eigennamen zu tun haben. Gerade hier kann man die Sprachinspektoren beim besonders eifrigen Regulieren beobachten.

Man sagt vom *Genitiv-s* bei Eigennamen (und bestimmten Verwandtschaftsbezeichnungen), daß es immer mehr an Boden verliere. Das gilt zwar nicht bei Voranstellung, beim sogenannten sächsischen Genitiv: *Geißlers Ausfälle* heißt es noch immer und *Hertas Kochbuch*; aber es gilt sehr wohl beim nachgestellten Genitivattribut. *Die Leiden des jungen Werthers* sind nicht mehr zeitgemäß, es heißt heute *die Leiden des jungen Werther*, daneben freilich *die Leiden Werthers*. Die Duden-Grammatik⁸ nennt die Regel: Der Genitiv muß nur einmal genannt werden; wenn er also schon durch Artikel, possessives Element o.a. ausgedrückt ist, soll er beim Nomen selbst wegbleiben:

die Werke des jungen Dürer (aber: die Werke Dürers)

die Erinnerungen der Christa Wolf (aber: die Erinnerungen Christa Wolfs)

Nun findet man aber im »Spiegel«, gewiß keiner Stillehre der Nation, aber doch einem Wochenblatt, das die Regeln der Grammatik kennt und im allgemeinen beachtet:

Lange gehörten zu Thüringen weite Teile des heutigen Nord- und Mittelhessens, die erst im 13. Jahrhundert als eigenständige Landgrafschaften abgespalten wurden.⁹

Da haben wir also doch ein Genitiv-s, wo der Duden es verbietet. So ganz richtig scheint uns das zwar nicht zu sein, aber so ganz falsch auch wieder nicht. Und

⁸ Günther Drosdowski et al., Duden – Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 5., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich 1995. Die angeführte Regel findet sich auf S. 240.

⁹ Der Spiegel, Heft 37/1995 vom 11.9.1995, S. 144.

dazu fällt mir ein, daß ich über meinen Enkel wohl auch schreiben würde:

die unwahrscheinlichen Zeichnungen unseres Patricks

Und vielleicht würde ich sogar schreiben:

die bemerkenswerten Zeichnungen des kleinen Patricks

Ich würde also, möglicherweise, das Nomen mit einer Genitivendung versehen, obwohl der Genitiv schon durch ein anderes Element angezeigt ist.

Allerdings würde ich nicht schreiben:

*die Zeichnungen der kleinen Hannas

– für das Femininum gelten andere Regeln; aber

die Zeichnungen Hannas

wäre wieder korrekt.

Aus alldem folgt: Das Genitiv-s hält sich noch recht wacker im Maskulinum (wo es ursprünglich allein legitim war), während es für das Femininum starke Restriktionen gibt. Letzten Endes gilt die Duden-Regel nur für das Femininum uneingeschränkt. Sagen freilich würde ich dergleichen nie, weil in der gesprochenen Alltagssprache der nachgestellte Genitiv kaum vorkommt, stattdessen fast immer der sächsische Genitiv, daneben auch die Umschreibung mit *von*. Aber hier geht es um das Schreiben und seine Regeln.

Es scheint derzeit kaum möglich, für das Genitiv-s bei Eigennamen eine Norm zu formulieren, ich lasse es deshalb mit den Daten bewenden, muß allerdings hinzufügen: Die Duden-Regel stimmt nur zum Teil, was den sprachkundigen Deutschen wenig stört, der braucht ja nur in sich zu gehen, aber im Ausland und bei denen, die Deutsch lernen, viel Ärger stiftet.

Auch die geregelte Schreibung der *Straßennamen* und mancher Bezeichnungen für Institutionen, soweit sie aus einem Eigennamen und einer Gattungsbezeichnung (*-straße*, *-gesellschaft* u.a.) zusammengesetzt sind, birgt Probleme. Die geltenden Regeln verlangen Zusammenschreibung, denn es handelt sich ja um Komposita. Wo einteilige Eigennamen voranstehen, geht das auch ohne Schwierigkeit. Man schreibt also

Voßlerstraße, Schillerstraße, Adenauerstraße, Bebelstraße

Man kann auch einen Bindestrich setzen, um den Eigenwert des Bestimmungswortes zu betonen. So wird meistens bei Institutionen verfahren:

Goethe-Gesellschaft, Cusanus-Verein

Besteht aber der einleitende Eigenname aus mehr als einem Wort, so soll nach der Duden-Regel¹⁰ alles durch Bindestriche verbunden werden, also

Jean-Paul-Straße, Johann-Wolfgang-Goethe-Straße, Detlev-von-Liliencron-Straße

Gäbe es in irgendeiner deutschen Stadt eine Straße, die nach dem meistbesuchten Pilgerziel des europäischen Mittelalters benannt wäre, so müßte sie

Santiago-de-Compostela-Straße

geschrieben werden. Mir scheint diese Regel nicht sehr sinnvoll zu sein, erstens weil nach ihr durch Bindestriche zu verbinden ist, was im Original ja niemals Bindestriche aufweist, und zweitens weil doch ohnehin klar ist, was hier als Eigenname fungiert. Wenig sinnvoll fanden die Regel wohl auch die Häupter der Stadt Heppenheim an der Bergstraße, als sie einen Platz nach ihrer französischen Partnerstadt Le Chesnay benennen wollten: sie schrieben einfach

Le Chesnay-Platz

Vielleicht kannten sie auch einfach die Regel nicht und lökten so nichtsahnend gegen den Stachel; aber man sollte nicht von vornherein ausschließen, daß ihnen, als das Schild, blauweiß emailliert, in Auftrag gegeben wurde, schwerwiegende Bedenken kamen. Solche Bedenken scheint der Duden nie gehabt zu haben, er bleibt von Auflage zu Auflage bei dieser Vorschrift, und was noch wichtiger ist: auch die Vorschläge für die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung von 1994, Ende 1995 retouchiert und endlich doch abgesegnet, schließen sich dem an. Der § 50 dieser Vorschläge enthält die Regel: »Man setzt einen Bindestrich zwischen alle Bestandteile mehrteiliger Zusammensetzungen, deren erste Bestandteile aus Eigennamen bestehen.« Und weil sich alle an diese seltsame Regel halten, haben wir also die

¹⁰ Duden – Rechtschreibung der deutschen Sprache, 20., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, hrsg. von der Dudenredaktion auf der Grundlage der amtlichen Rechtschreibregeln, Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich 1991. Die erwähnte Regel findet sich auf S. 58f.

Konrad-Adenauer-Stiftung
Heinrich-Böll-Stiftung
Friedrich-Ebert-Stiftung
Friedrich-Naumann-Stiftung

und damit lauter künstliche Gebilde, die es sonst nirgends gibt. Eine einzige Institution macht seit jeher eine Ausnahme, sie ignoriert einfach den Duden, die

Alexander von Humboldt-Stiftung

Die kann es sich leisten, sie ist so vornehm, daß keiner ihr ans Schienbein treten will. Da sie aber zugleich eine vernünftige Entscheidung getroffen hat – und keiner soll sagen: aus Unwissenheit –, könnte sie damit am Ende Schule machen. Ich plädiere jedenfalls dafür, die Eigennamen auch in Straßennamen u.ä. so zu schreiben, wie sie normalerweise geschrieben werden, und das Ganze durch einen einzigen Bindestrich an das Grundwort anzubinden, nach dem Vorbild der Humboldt-Stiftung. Das reicht, es ist vernünftig, es verlangt keine geistigen Verrenkungen und ist dabei ebenso informativ wie die heute noch offiziöse Schreibung.

3. Der mißverstandene Konjunktiv

Wenn Normen zur Debatte stehen, kommt immer irgendwann der Konjunktiv ins Spiel. Der sei, so sagen viele, im Rückgang begriffen, manche fürchten gar, er sterbe aus (nicht »stürbe aus«, wie es einige Sprachbeflissene gerne hätten). Dabei enthüllt gerade solche Befürchtung ja auch eine versteckte Norm, die etwa lauten müßte: »Du sollst den Konjunktiv so oft wie möglich verwenden.«

Etwas Ähnliches muß Gerhard Storz¹¹ vorgeschwebt haben, als er mit anderen Sprachfreunden in den dreißiger Jahren eine Initiative gründete, aus der später ein »Verein zur Rettung des Konjunktivs« hervorging. Manche halten einen solchen Verein weiterhin für nötig.

Aber derlei Aktivitäten sind schon im Ansatz verfehlt. Denn *Konjunktiv* bedeutet zweierlei, nämlich Konjunktiv I und Konjunktiv II oder, wenn man will, Konjunktiv Präsens und Konjunktiv Präteritum,¹² und das sind sehr ungleiche Brüder, die sozusagen weder Vater noch Mutter gemeinsam haben, sondern allen-

¹¹ Gerhard Storz war Lehrer, Theatermann, Schillerforscher und in den sechziger Jahren Kultusminister des Landes Baden-Württemberg. Er gehört außerdem zu den Begründern des Mannheimer Instituts für deutsche Sprache.

¹² Um Mißverständnissen zuvorzukommen: ich halte diese an die *Tempora* angelehnten Termini für bedenklich, weil sie das Urmißverständnis, daß die *Tempora* in erster Linie *Zeitformen* seien, in den Bereich des Konjunktivs übertragen, wo sie nun wirklich fehl am Platze sind.

falls eine Stieftante, die zusammenpassen wie ein Filzpantoffel und ein Stöckelschuh, die ihrerseits höchstens insoweit miteinander zu tun haben, als sie an den Fuß gehören, aber prinzipiell miteinander nicht verträglich sind, es sei denn der Stöckelabsatz bricht weg und der Pantoffel muß als Ersatz für den Stöckel herhalten, aber auch das geht, wie man weiß, nur eine Weile und nur unter eng definierten Bedingungen.

Der Filzpantoffel, das ist der Konjunktiv II, den braucht irgendwie jeder, denn hypothetische Aussagen und hypothetische Konditionalgefüge lassen sich schlecht anders ausdrücken:

Kämen sie doch endlich zu einer Einigung! [aber sie sind noch nicht soweit]
Gäbe er in diesem einen Punkt nach, so ließe sich über alles andere reden.

Gewiß, man könnte das auch nichtkonjunktivisch ausdrücken, wie überhaupt die entwickelteren Sprachen für alles und jedes mehrere Ausdrucksmöglichkeiten bereitstellen. Aber ohne Konjunktiv II klänge das umständlich und ungefüge. Man merkt sehr schnell: Den Fürsprechern des Konjunktivs geht es gar nicht um den Konjunktiv II als solchen, es geht ihnen viel mehr um die alten Formen (übrigens nur der starken Verben). Die sind in der Tat gefährdet: *Würden sie doch endlich zu einer Einigung kommen* und *Würde er in diesem einen Punkt nachgeben* heißt es schon sehr oft, und die einfachen Formen *kämen* und *gäbe* bleiben auf der Strecke. Vielen Konjunktivsüchtigen entgeht freilich, daß auch *würde* eine Konjunktivform ist, und eine "starke" dazu.

Ich meine, hier soll man retten, was zu retten ist, denn die alten Formen sind nicht nur kürzer, sondern mir klingen sie auch schöner:

Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Ein solcher Text geht heute nur noch als Bibelzitat durch, so wird natürlich heute nicht mehr geschrieben. Dennoch ist die Bibelstelle nie schöner verdeutscht worden.

Aber heute gilt das Gezeter um den Konjunktiv ohnehin mehr dem Konjunktiv I. Der ist in der Tat etwas Vornehmes, und er wird auch nur von Leuten gebraucht, die ihre Worte sorgsam wählen. In der niederen Alltagssprache ist er nicht zuhause, in den deutschen Dialekten ist er (mit Ausnahme der südwestdeutschen alemannischen Dialekte) ausgestorben. Aus solcher Exklusivität wird vielfach der Schluß gezogen, daß der Konjunktiv (I) über kurz oder lang an der Plebeisierung der deutschen Sprache zugrundegehen werde.

Man sollte schon, ehe man so modisch daherredet, nach den Fakten sehen. Die ergeben ein ganz anderes Bild, das sich offensichtlich auf die spezifische Leistung des Konjunktivs I gründet. Der hat, wie man weiß, die Funktion der indirekten Redewiedergabe, weist damit auch darauf hin, daß der Schreiber/Sprecher für den Inhalt einer bestimmten Aussage keine Gewähr übernehmen will, daß er stattdessen auf den verweist, der diese Aussage zum ersten Mal gemacht und sie also auch zu verantworten hat. So ist es in den Sätzen

Es heißt, auf den Komoren habe es einen Putsch gegeben.
Sie berichtete, daß der Präsident geflohen sei.

Oder auch ohne solche verweisende Redeeinleitung:

Der Außenminister zeigte sich befriedigt über ihren Rücktritt, der letzten Endes nur die innere Stärke der Partei beweise.

Siegfried Jäger hat in den sechziger Jahren eine Monographie über den Konjunktiv in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache geschrieben¹³ und festgestellt, daß in unterschiedlichen Texten durchschnittlich 7,6 Prozent der finiten Verben im Konjunktiv stehen. Er hat vor allem schöne Literatur und Zeitungen untersucht. Wenn ich mich an diese beiden Gattungen halte, natürlich nur exemplarisch vorgehe, finde ich bei Gabriele Wohmann¹⁴ in wahllos herausgegriffenen Textteilen 12,1 Prozent Konjunktivformen. Ich finde in einer Tageszeitung vom 4.9.1995 zwischen 14,3 und 26,5 Prozent Konjunktivformen, und zwar vorwiegend Konjunktiv I. Das müßte ausreichen, um die Litanei vom sterbenden Konjunktiv zu widerlegen.

Natürlich sind solche Zahlen nutzlos, solange sie die spezielle Beschaffenheit einzelner Texte nicht berücksichtigen. Es gibt Textsorten, in denen allenfalls spärlich mit Konjunktivformen zu rechnen ist, zum Beispiel Beschreibungen und Betriebsanleitungen. Andererseits lassen alle Textsorten, in denen Gesagtes referiert wird, besonders viele Konjunktiv-I-Formen erwarten, also Berichte über Ereignisse, eventuell auch Protokolle u.a. Wägt man diese Textsorten gegeneinander ab, so läßt sich durchaus eine allgemeine Norm für den Gebrauch des Konjunktivs I erkennen. Sie lautet etwa:

¹³ Siegfried Jäger, *Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten*, Düsseldorf / München 1971 (Heutiges Deutsch I,1). Vgl. auch Karl-Heinz Bausch: *Modalität und Konjunktivgebrauch in der gesprochenen deutschen Standardsprache*, München 1979 (Heutiges Deutsch I,9).

¹⁴ Gabriele Wohmann, *Frühherbst in Badenweiler*, 3. Auflage, Darmstadt / Neuwied 1978.

Der Konjunktiv I ist zu verwenden, wo zuvor Geäußertes als wiederholt gekennzeichnet werden soll – mindestens dann, wenn die Originaläußerung rekonstruierbar sein soll. Solche Verwendung findet sich naturgemäß besonders häufig in den Nachrichtentexten der Tagespresse.

Es gibt daneben eine andere, versteckte Norm, die lautet:

Der Konjunktiv I (und ersatzweise der Konjunktiv II) eignen sich trefflich dazu, geäußerte Meinungen als die Meinungen anderer Personen auszuweisen, also sich von einer Aussage zu distanzieren, ohne das allzu deutlich zu sagen, damit die Verantwortung auf andere abzuladen, oft auch sich aus der Verantwortung zu stehlen. Denn oft will jemand dem Leser eine Meinung unterjubeln, aber gleichzeitig dafür sorgen, daß er nicht hinterher dafür zur Rechenschaft gezogen werden kann. Das ist wichtig für Politiker – denn die Unterscheidung zwischen fremder und eigener Meinung vermag nicht jeder Rezipient (der ja immer potentieller und vielfach faktischer Wähler ist) ohne weiteres nachzuvollziehen. Damit erweist sich der Konjunktiv I als eines der wichtigsten Instrumente der Manipulation durch Sprache, der Verführung zu Bekenntnissen und Handlungen, die man eigentlich gar nicht wollte. Den Werbetextern, und die finden sich in der Politik genauso wie im Kommerz, ist das wohlbekannt. Wenn also eine Tageszeitung, nominell natürlich unabhängig, de facto ebenso natürlich einer bestimmten politischen Richtung verhaftet, schreibt:

Der Minister sprach auch kurz über eine mögliche Wahniederlage, die den Normalverdienern zwangsläufig an den Geldbeutel gehe.

–, dann ist diese Warnung deutlich als Meinung des Ministers gekennzeichnet, aber sie wird zugleich dem Leser als unumstößliche Folge des Wahlausgangs suggeriert. Wenn es in Werbeanzeigen heißt:

Ärzte sagen, es gebe nichts Besseres.

Dies sei, so heißt es, die einzige Schokolade, die nicht dick macht, aber trotzdem schmeckt.

Fahrer sagen, er sei ein Ausbund an Zuverlässigkeit.

oder, in zeitlichen Abständen zum selben Auto:

Frauen sagen, er sei besonders schick.

Männer sagen, er ziehe ganz toll los.

– dann wird eben durch die Berufung auf fiktive Zeugen in Verbindung mit dem unbestechlichen Konjunktiv die Wahnvorstellung evoziert, es gehe hier um Tat-

sachen, wo doch bloß Schönrederei geübt wird.

Weil dies ständig praktiziert wird und so oft auch funktioniert, müssen diese versteckten Normen ausformuliert, beschrieben und auch gelehrt werden. Wer sich nicht durch Sprache verführen lassen will, der muß die Sprache auch in ihren Verästelungen beherrschen. Man sollte nie sagen, bei Fremdsprachenlernern gehe es vor allem um Grundkenntnisse, Feinheiten kämen dann eben später dran: gerade wer noch sprachliche Defizite aufweist, ist derlei Verführungen gegenüber wehrloser als andere, braucht also mehr Hilfe. Die Lehrbuchautoren sollen sich etwas einfallen lassen.

4. *weil* im Hauptsatz?

Ein Verstoß gegen geltende Normen, den die Nischenforscher seit einem Jahrzehnt lieb gewonnen haben, sind die sogenannten Hauptsätze nach *weil*, *obwohl* und bedingt auch nach *während*:

Ich muß ihm eine Arbeit verschaffen, weil sie können doch nicht mehr zurück.

Nach den Schulregeln müßte es heißen:

... weil sie nicht mehr zurückkönnen.

Die Grammatiken gehen auf dieses Phänomen kaum ein. Insgesamt findet man es nur in drei Grammatiken erörtert, und diese Grammatiken werden meist oberflächlich gelesen und deshalb mißverstanden. Die Reaktionen der Fachwelt sind verschieden. Die einen verteufeln die »Hauptsatzstellung« nach *weil* usw. als modische Entgleisung. Die anderen, die neuerdings kräftig Zulauf bekommen, sehen hier eine interessante und nützliche Entwicklung, die uns reichere sprachliche Möglichkeiten beschert. Die meisten aber warten einfach die weitere Entwicklung ab.

Daß das Phänomen totgeschwiegen oder einfach übersehen wird, ist nicht leicht zu verstehen. Ich denke, es geht hier schon um zentrale Fragen, so etwa um die Abgrenzung von nebenordnenden und unterordnenden Konjunktionen, in meiner Diktion: von Konjunktor und Subjunktor. Man sollte sich schon dafür interessieren, ob es sich hier um zwei säuberlich getrennte Mengen handelt oder, wie Daniel Weiss meint,¹⁵ um eine Skala. Man sollte sich auch dafür inter-

¹⁵ Daniel Weiss, Slavist an der Universität Zürich und Mitarbeiter an dem Projekt »Deutsch-polnische kontrastive Grammatik«, hat im Rahmen dieses Projekts eine neuartige Konzeption von Parataxe und Hypotaxe zur Diskussion gestellt.

essieren, ob der Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz, der ja im Deutschen anders, schärfer markiert ist als in den meisten anderen Sprachen, allmählich verschwindet oder doch gefährdet ist. Und das zieht die Frage nach sich, ob eine solche Entwicklung, die ja ein bißchen nach Verarmung aussieht, wünschenswert ist oder ob man vielleicht sogar etwas dagegen unternehmen sollte.

Man muß, um diese seltsam regelwidrigen *weil*-Sätze zu durchschauen, näher auf den Unterschied zwischen Konjunkturen und Subjunkturen eingehen. Die unterscheiden sich im wesentlichen durch drei Merkmale, nämlich

1. die Stellung des finiten Verbs, die durch den Konjunktur nicht beeinflusst wird, man vergleiche

die Musik spielt dazu: *und* die Musik spielt dazu

Durch den Subjunktur wird die Stellung des Verbs aber sehr wohl verändert:

weil die Musik dazu spielt

Dieser topologische Unterschied gilt vielen als der einzige oder doch entscheidende. Es kommen aber andere hinzu:

2. die Stellung der Teilsätze: Der Konjunktur (der einteilige wenigstens) steht immer zwischen seinen Konjunkturen, der durch Konjunktur angeschlossene Teilsatz ist somit immer nachgestellt:

Du mußt früher sterben, *denn* du bist arm.

Der Subjunktur hingegen kann in der Mitte der gesamten Konstruktion, aber auch an deren Anfang stehen, der subjungierte Teilsatz kann also voran- oder nachgestellt werden:

Du mußt früher sterben, *weil* du arm bist.

Weil du arm bist, mußt du früher sterben.

Ja der Subjunktorsatz kann sogar häufig in den Obersatz eingeschoben werden:

Du mußt, *weil* du arm bist, früher sterben.

3. Auch hinsichtlich der Art der verbundenen Konjunkte besteht ein Unterschied: der Subjunktur kann immer nur Sätze einleiten,¹⁶ die meisten Konjunkturen aber

¹⁶ Hierbei wird abgesehen von Partizipial- und Adjektivalphrasen nach kausalen u.ä. Subjunkturen, die als verkürzte Sätze erklärt werden können. Vgl. »... weil systemfremd«,

auch andere Elemente:

sie küßten *und* sie schlugen ihn
im Himmel *und* auf Erden
Kartoffeln *und* Äpfel
um- *oder* anbauen

Ist nun *weil* (und Entsprechendes gilt für *obwohl* und *während*) in den angeführten Sätzen mit »Hauptsatzstellung« ein Konjunktoren oder ein Subjunktor?

Von den drei Kriterien sprechen das erste und das zweite für »Konjunktoren«: *weil* verändert hier die Hauptsatzstellung nicht, und die zur Diskussion stehenden *weil*-Sätze können nur nachgestellt werden. Das dritte hingegen weist *weil* als Subjunktor aus. Nach den beiden ersten Kriterien wären die fraglichen Sätze somit Hauptsätze, nach dem dritten aber Nebensätze. Sie nehmen eine vorläufig ungeklärte Zwischenstellung ein.

Es ist übrigens fragwürdig, ob man bei den *weil-obwohl*-Sätzen mit Hauptsatzstellung von einer neueren »Tendenz« sprechen darf. Mein Vater jedenfalls ist, wie er mir erzählte, wegen eines solchen Satzes in einem seiner Aufsätze vom Lehrer getadelt worden, und das war immerhin in der Kaiserzeit. Ob es – wie ich annehme – solche Sätze schon sehr viel früher gab, ist nur deshalb so schwer nachprüfbar, weil die Textüberlieferung bis vor kurzem nur schriftlich möglich war und bei solcher Überlieferung die ursprünglich mündlichen Texte meist »gesäubert« wurden. Auch die Tatsache, daß es sich um lediglich zwei Subjunkturen handelt (mit *während* um drei), die solche Konstruktionen erlauben, und daß eine Ausweitung auf andere Subjunkturen weder zu beobachten noch, nach meinem Gefühl, zu erwarten ist, spricht gegen eine angebliche Tendenz zur Aufweichung des Unterschieds zwischen Konjunkturen und Subjunkturen.

Die *weil*- und *obwohl*-Sätze mit Hauptsatzstellung weisen noch weitere Besonderheiten auf. Sie sind fast immer rhematisch, enthalten also den wesentlichen, gewichtigsten Teil der Äußerung, den Informationskern; andere Nebensätze hingegen können thematisch oder rhematisch sein.¹⁷

Die wichtigste Besonderheit aber besteht darin, daß sich diese stets nachgestellten Nebensätze gar nicht auf den Vordersatz beziehen, jedenfalls nicht auf dessen Inhalt. In dem Satz

Die Wildschweine waren wieder da, weil der Rasen ist total umgepflügt.

»... falls vom Arzt nicht anders verordnet«, »... obwohl der Verwaltung bekannt«.

¹⁷ Die Begriffe *Thema* und *Rhema* definiere ich als *Informationsrahmen* und *Informationskern*, Vorläufiges und Endgültiges, auch: Nebensächliches und Wesentliches. Das Kriterium *bekannt* spielt dabei nur eine Nebenrolle.

kann ja der Zustand des Rasens gar nicht die Ursache für das Erscheinen der Wildschweine sein (was sonst für Kausalverhältnisse gilt), sondern es ist genau umgekehrt: die Wildschweine sind die Ursache der Verwüstung. Aber auch das ist hier nicht gemeint. Der *weil*-Satz nennt durchaus eine Ursache, aber eben nicht für den Inhalt, sondern für das Äußern des Vordersatzes. In der Terminologie der Sprechakththeorie: der *weil*-Satz wie der *obwohl*-Satz mit Hauptsatzstellung gelten nicht für die Proposition des Vordersatzes, sondern sie nennen den Grund (bei *weil*) bzw. den unzureichenden Gegengrund (bei *obwohl*) für dessen Illokution. Eine ausführliche erklärende Formulierung müßte lauten:

Die Wildschweine waren wieder da. Ich sage das, weil der Rasen total umgepflügt ist.

Ebenso sind andere derartige Sätze zu erklären, etwa der folgende:

Wollen sie noch Apfelwein? Weil wir hätten noch welchen.

Einzuschieben wäre hier: *Ich frage das, weil...*

Die Forschung spricht hier von »epistemischen« Nebensätzen, weil sie sich auf die Sprechhandlung, nicht aber auf deren Inhalt beziehen.¹⁸

Es scheint, als seien diese besonderen Nebensätze so eigenständig geprägt, so auf eine spezifische Funktion festgelegt, daß man gar nicht auf sie verzichten

¹⁸ Eine nicht geringe Anzahl von Forschern hat sich seit 12 Jahren mit dem Problem beschäftigt. Ich nenne die wichtigsten Arbeiten in chronologischer Folge: Ulrike Gaumann, »Weil die machen jetzt bald zu«. Angabe- und Junktivsatz in der deutschen Gegenwartssprache, Göttingen 1983. Renate Pasch, Die Kausalkonjunktionen *denn*, *da* und *weil*: drei Konjunktionen – drei lexikalische Klassen, in: Deutsch als Fremdsprache 20 (1983), S. 332-337. Christoph Küper, Geht die Nebensatzstellung im Deutschen verloren? – Zur pragmatischen Funktion der Wortstellung in Haupt- und Nebensätzen, in: Deutsche Sprache 19 (1991), S. 133-158. Susanne Günthner, »weil – man kann es ja wissenschaftlich untersuchen«. Diskurspragmatische Aspekte der Wortstellung in *weil*-Sätzen, in: Linguistische Berichte 143 (1993), S. 37-59. Rudi Keller, Das epistemische *weil* – Bedeutungswandel einer Konjunktion, in: Hans-Jürgen Heringer / Georg Stötzel (Hrsg.), Sprachgeschichte und Sprachkritik, Berlin 1993, S. 219-247. Heide Wegener, »weil – das hat schon seinen Grund«. Zur Verbstellung in Kausalsätzen mit *weil* im gegenwärtigen Deutsch, in: Deutsche Sprache 21 (1993), S. 289-305. Bernhard Weisgerber, Vorsicht bei Subjunktoren, weil: da tut sich was!, in: Wirkendes Wort 43 (1993), S. 1-4. Klaas Willems, »weil es hat mit Bedeutung nicht viel zu tun...« Zum Sprachwandel einer Konjunktion, in: Deutsche Sprache 22 (1994), S. 261-279. Dieser letzte, sehr kritische Aufsatz argumentiert zwar überzeugend gegen einen angenommenen Bedeutungswandel bei *weil*, vermag aber die These vom Illokutionsbezug der *weil*-Sätze nicht zu widerlegen (will es vermutlich auch gar nicht).

kann, freilich (vorderhand?) nur in der gesprochenen Sprache, allenfalls noch in der inoffiziellen Schriftsprache, wie sie etwa in privaten Briefen an vertraute Personen verwendet wird. Braucht man diese Konstruktionen aber, so muß es für sie auch eine Norm geben. Diese Norm hat festzulegen, wie die betreffenden Sätze beschaffen und wann sie zu verwenden sind.

Zunächst zur Beschaffenheit: *weil*-, *obwohl*- und eventuell *während*-Sätze mit Zweitstellung des finiten Verbs erscheinen ausschließlich nachgestellt und haben immer terminale Tonführung.

Einige Forscher haben sich darauf kapriziert, nach dem Subjunktior in solchen Sätzen eine Pause zu verlangen, so Günthner, Keller, Küper, Wegener, Weisgerber.¹⁹ Mir ist nicht ganz klar, wie eine solche Meinung zustandekommt. Ich habe mir meine Informanten jedenfalls nicht ausgesucht, sondern einfach notiert, was mir auffiel. Hier eine Auswahl:

Also eine solche Initiative, angeführt von renommierten Wissenschaftlern, müßte eigentlich ein Ende der Tierversuche schaffen. Obwohl das hat man ja auch schon öfters probiert. (aus einer Talk-Show Anfang der 80er Jahre)
...weil das Publikum braucht eine gewisse therapeutische Auffrischung.

(der Schauspieler Gunther Philipp in 3Sat, 25.6.1993)

Einen Vater kann man nicht ersetzen, weil man is die Mutter...

(die Schauspielerin Witta Pohl bei Alfred Biolek, 10.6.1995)

Und jetzt geh ich erst mal nach Hause und kümmere mich um meine Familie.

Weil alles andere... lohnt sich nicht. (Uwe Seeler am 26.9.1995 in ARD)

In allen diesen Belegen – und zahllosen anderen, die ich ergänzend nennen könnte – findet sich nicht die Andeutung einer Pause nach *obwohl* oder *weil*. Und ich selbst würde wohl an dieser Stelle auch nie eine Pause machen. Natürlich kann die Pause eingefügt werden, wie jederzeit an jeder beliebigen Stelle eines Satzes eine Pause eingefügt werden kann. Aber die überwiegende Mehrzahl meiner Belege spricht dagegen, eine derartige Pause in einer Norm zu verankern.

Nun zur Verwendung der *weil*-/*obwohl*-/*während*-Sätze mit Hauptsatzstellung: Sie kommen nur dann in Frage, wenn sie sich auf die Illokution des Vordersatzes (nicht auf dessen Proposition) beziehen. Dann sind sie immer rhematisch. Diese Bedingung ist eindeutig, und sie eröffnet eine wichtige sprachliche Möglichkeit, die von den traditionellen und auch von vielen heutigen Grammatikern nicht gesehen wurde, weil sie alle den Satz als oberste Einheit der Betrachtung auffaßten, weil sie von Text, Textlinguistik, Sprechakten, Sprechakttheorie keine Notiz nahmen. Und diese neu entdeckte, nunmehr auch beschriebene Möglichkeit sollte

¹⁹ Vgl. die vorhergehende Anmerkung.

ausgiebig genutzt werden, übrigens schon deshalb, weil die regelkonformen Satzkonstruktionen der älteren Grammatik – mit obligater Nebensatzstellung nach *weil* usw. – diese Möglichkeit nicht bieten.

Zum Schluß:

Die vorgeführten Belege und Probleme sollten gezeigt haben, daß Normen weder unantastbar noch allein in die Zuständigkeit der Grammatiker gestellt sind. Das Sprachgeschehen muß ständig beobachtet, die geltende Regelung ständig überprüft werden. Es wird dann nicht ausbleiben, daß viele Normen umgeschrieben, einige aufgegeben, einige wenige neu formuliert werden. Freilich: nicht alles, was der Fall ist, muß darum schon empfehlenswert oder wenigstens tolerabel sein, manche modische Erscheinung kann überflüssig oder gar schädlich sein. Um das Bewerten des Sprachgebrauchs dürfen wir uns nicht drücken. Und für solche Bewertungsakte gibt es nur eine einzige Richtschnur: Was der Verständigung dient, was im kommunikativen Bereich komplettiert oder vereindeutigt, das soll sanktioniert werden. Was aber die Verständigung beeinträchtigt, das soll aufgedeckt und bloßgestellt werden. Analysieren und Bloßstellen des Schädlichen gehört zu unserem Geschäft. Das Normensetzen halte ich nicht für unsere Aufgabe. Entscheiden wird ohnehin der Souverän – die Sprachgemeinschaft.

Hält man sich an dieses Prinzip, so wird demnächst keine Rede mehr sein von den Normen, die keiner nennt.

